

Interview mit Charles Linsmayer von Beat Mazenauer

Charles Linsmayer, Sie haben in Ihrer langjährigen Tätigkeit als Autor, Publizist und Wissenschaftler ungezählte Projekte betreut und initiiert: Welches von all denen liegt Ihnen persönlich am nächsten?

Sie werden sich wundern: Es ist nicht eine Buchreihe, sondern es sind die Hottinger Literaturgespräche, zu denen ich von 2010 bis 2016 36 Schweizer Autorinnen und Autoren zu einem persönlichen Gespräch einladen durfte. Es ist mir gelungen, damit den jahrzehntelangen kritischen, aber distanzierten Umgang mit der aktuellen Schweizer Literatur in lauter persönliche Begegnungen münden zu lassen. Begegnungen, aus denen viele Freundschaften entstanden sind, aus denen ich viel dazugelernt habe und die auch den Gästen immer wieder Freude gemacht haben, weil für einmal ihr ganzes Œuvre – und nicht bloss die aktuelle Neuerscheinung! – zur Debatte stand und wunderbare persönliche Statements die Regel waren.

Bekanntheit erlangten Sie mit einer bahnbrechenden Edition: „Frühling der Gegenwart“. In dreissig Bänden arbeiteten Sie darin Werke von vergessenen und oft auch verstorbenen Autorinnen und Autoren auf. Wie kam es zu diesem editorischen Wurf und wie bewältigten Sie die riesige Aufgabe?

Als Arche-Lektor hatte ich erstmals Bücher herausgebracht, die dem niedrigen Bekanntheitsgrad der Autoren Rechnung trugen, indem ich die Texte mit einer Art bebildeter rororo-Monographie versah: etwa Lore Berger oder Max Pulver. Weil ich sah, dass eine ganze Epoche der Schweizer Literatur ähnlich wie in Deutschland, wo die «Stunde null» eine absolute Zäsur bedeutet hatte, der Vergessenheit anheimgefallen war, schlug ich dem damaligen Ex-Libris-Direktor Franz Lamprecht 1976 vor, diese ganze Epoche in einer Edition nach dem besagten System wieder zugänglich zu machen. So entstanden 27 Bände mit Romanen und 3 je 500-seitige Erzählbände. Insgesamt waren 177 Autoren vertreten, die alle mindestens mit einer Kurzbiographie auch lexikalisch namhaft gemacht wurden. Es war eine Riesenarbeit, bei der mich meine damalige Frau Andrea unterstützte. Jeden Monat erschien ein Band, immer waren zugleich fünf, sechs Bände in Arbeit, ich selbst schrieb 11 Biographien, andere stammen von Peter Bichsel, Kurt Marti, Dieter Fringeli, Martin Stern u.a. Insgesamt wurden 200 000 Bände verkauft. 1990 kamen 15 Bände in Suhrkamps «Weissem Programm Schweiz» als Taschenbücher neu heraus, und letztlich ist die bis heute bereits wieder 33 Bände umfassende Edition «Reprinted by Huber» ein Nachfolgeprodukt, das allerdings nun auch die Romandie und das Tessin berücksichtigt und, im Jahresrhythmus produziert, sehr viel mehr Gewicht auf die Biographien legt.

Was fasziniert Sie daran, vergessene Autoren und Autorinnen neu zu entdecken?

Was die Qualität und die Bedeutung eines Werks angeht, so unterscheide ich nicht zwischen Leistungen von Lebenden und Toten. Überzeugt mich ein Text und finde ich ihn für die Gegenwart noch relevant, dann möchte ich ihn vielen anderen wieder zugänglich machen. Cécile Ines Loos, Cilette Ofaire oder Orlando Spreng haben keine Lobby, und da sehe ich mich etwas als ihr Anwalt oder nachgeborener Bruder.

Peter Bichsel hat jüngst einmal gesagt: Es gibt keine Literaturgeschichte mehr an den Universitäten. Mit Ihren Editionen betreiben Sie Literaturgeschichte. Ist es heute freien Literaturwissenschaftlern wie Ihnen überlassen, dies in aller Ungebundenheit zu tun?

Bis auf Walser, mit dem Staat zu machen ist, kümmert sich die Deutschschweizer Germanistik tatsächlich kaum mehr um ihr zentrales Forschungsgebiet «Literatur der deutschen Schweiz». Aus dieser desolaten Lage heraus habe ich es seit 1977

übernommen, die Deutschschweizer Literatur zwischen 1890 und 1950 vor dem Vergessen zu bewahren und auch der jüngeren Literatur soviel zusätzliches Echo wie möglich zu verschaffen. Aber nicht auf abgehobene akademische Weise, sondern mittels angewandter Literaturwissenschaft, was heisst: mit über 100 verständlich kommentierten Neuausgaben, mit 800 Autoren-Porträts in Tageszeitungen, mit 300 Lexikonartikeln, mit Veranstaltungen wie den bis heute 35 «Hottinger Literaturgesprächen» oder den Buchpräsentationen in den Literaturhäusern – eben ist eine Theaterfassung von Paul Ilgs «Menschlein Matthias» auf Tournee – und nicht zuletzt mit einem online-Lexikon.

Welches Verhältnis haben Sie zur Universität, und wie wird Ihre Arbeit an den Universitäten gewürdigt?

Mir scheint, dass die Universitäten meiner Arbeit im allgemeinen mit Unverständnis und Ablehnung gegenüberstehen. Desinteresse ist noch die positivste Kategorie, und als die Universität Basel mir 2005 einen Ehrendoktor verlieh, kam die Anregung nicht von der Literatur-, sondern von der Sprachwissenschaft. Drei Universitätsdozenten waren mir immer gewogen: Malcolm Pender von der Universität Glasgow, Martin Stern von der Universität Basel und der an der ETH tätige Schriftsteller Hermann Burger, der in einer DRS-Podiumsdiskussion einmal das schönste Kompliment ausgesprochen hat, das ich mir denken kann: ich betreibe «ausgleichende Gerechtigkeit nach rückwärts».

Ihre Arbeit lebt ganz wesentlich von Ihrem persönlichen Engagement. Eines Ihrer Projekte erscheint mir dafür typisch: die Neuausgabe des Pestalozzi-Kalenders. Können Sie kurz skizzieren, wie es dazu gekommen ist?

Als ich 1991 meinen Sohn zum Kindergarten brachte, sah ich beim Pro Juventute-Sekretariat an der Klosbachstrasse in Zürich eine Mulde voll farbiger Büchlein. Verblüfft erkannte ich, dass da das ganze Archiv des Pestalozzikalenders entsorgt wurde – mit sämtlichen von 1908 bis 1990 erschienenen Ausgaben. Es regnete in Strömen, aber was noch zu retten war, trugen mein Sohn und ich in Migrossäcken in die Wohnung, wo wir die deutschen, dänischen, holländischen, italienischen, französischen Kalender unter den Heizkörpern zum Trocknen auslegten. 2007 feierte der Kalender mit einer Geburtstagstorte das 100. Jubiläum. Aber weil ich die allererste Ausgabe besass, wusste ich, dass er nicht 1907, sondern erst 1908 gegründet worden war. Ich schrieb darüber im «Bund» und bekam von der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern prompt den Auftrag, für 2008 eine Ausstellung «100 Jahre Pestalozzikalender» zu kuratieren, die zu einem grossen Erfolg wurde. Als Orell Füssli die Produktion 2010 einstellte, suchte ich einen neuen Verlag und gab den Kalender ab 2010/11 als «Pestalozzi-Schüleragenda» im ursprünglichen Format bei Stämpfli in Bern neu heraus. Getextet und bebildert wurde er von einer jungen Redaktion, die der Sache mit Leidenschaft treu geblieben und ist auch nach dem neusten Verlagswechsel noch dabei ist: im Mai 2017 erscheint beim Verlag Werd & Weber in Thun mit der Pestalozzi-Sport-Agenda der 109. Jahrgang des legendären, auch im Zeitalter des Handys noch attraktiven Kalenders..

Mit dem „Spezialpreis Vermittlung“ erhalten Sie eine Auszeichnung für Ihr „Lebenswerk“. Ich nehme aber nicht an, dass es bereits abgeschlossen ist. Was steht als nächstes an?

Gegenwärtig ist die Theaterfassung von Ilg, «Das Menschlein Matthias», in einer Inszenierung von Markus Keller auf Tournee. Reprinted by Huber Nr. 34 wird im Herbst 2017 ein Helen Meier-Lesebuch sein, für das ich bereits Interviews mit der Autorin mache. Im Mai kommt die neue Pestalozzi-Agenda heraus, ich bin weiterhin als Theaterkritiker für den «Bund» und als Rezensent für die NZZ am Sonntag tätig, zugleich arbeite ich an einer Biographie von Kurt Guggenheim – die Arbeit wird mir also nicht so schnell ausgehen...